

Ingo H. Warnke

## Zuhören und der Andere

Etwas über das Coronavirus SARS-CoV-2 bzw. die Bedrohung durch COVID-19 zu schreiben, liegt für mich nicht nahe. Viel ist bereits gesagt in den letzten Wochen, kluge Stimmen waren zu vernehmen, noch etwas hinzuzufügen, könnte am Ende als Ausweis eines Geltungsbedürfnisses verstanden werden, das der Ernsthaftigkeit der Situation nicht entspräche. Mit Corona geht es schließlich nicht um irgendetwas, sondern um eine Pandemie mit unerwartet tiefgreifenden Folgen und Disruptionen weltweit. Außerdem ergreift mich eine Unsicherheit, den wichtigen Punkt, um den es mir überhaupt gehen könnte, tatsächlich zu treffen. Doch ich bin eingeladen, beizutragen zu einer sprachwissenschaftlichen Äußerung inmitten der so genannten Coronakrise. Mich dieser Einladung zu entziehen, fällt mir noch schwerer als mich der Aufgabe zu stellen. Die Zweifel lege ich also zur Seite und stelle zunächst fest, dass Corona, um den etablierten Kurzausdruck zu verwenden, wohl unbeeindruckt von Sprache bleiben wird. Sprachwissenschaft wird folgerichtig auch nicht angefragt, wenn es um Expertenmeinungen geht. Obgleich Sprache aber keine heilende Wirkung bereithält, begegnet uns in der Coronakrise ein unüberschaubarer globaler Diskurs. So als hoffe mancher vielleicht, dass das Sprechen über Corona magischen Schutz gibt; doch wir wissen alle, das ist nicht so.

Und dennoch tönt ein polyphoner Stream, der Informationen und Meinungen weit und weiter distribuiert. Die Gemeinsamkeiten hören bei der Bezeichnung von Virus und Krankheit bereits auf. Ansonsten erleben wir eine zunehmende Auffächerung, aber auch Verdichtung von Positionen, die nicht zuletzt in den Protestbewegungen um Corona die Zuordnung zu Milieus und Überzeugungen schwer macht. Im Diskurs bewegen sich Wissenschaft und Verschwörungstheorien, Medien und Exekutive, Jung und Alt; über Grenzen hinweg und durch Zugehörigkeiten hindurch wird über Corona gesprochen und geschrieben, getwittert, gemessagt. Kaum war Corona als unumgängliches Problem also offenkundig geworden, hat sich Sprache bis an ihre Grenzen damit aufgeladen und ist zum wichtigen Faktor in der Pandemie geworden. Die diskursive Kraft dieser Aufladung erkennt man vor allem daran, dass Standpunkte eingenommen werden und der Diskurs Positionierungen einfordert, verbunden nicht zuletzt mit Ansprüchen auf und Fragen zur Deutungshoheit: für oder gegen den Lockdown, eine Ausgangssperre, die Tracing-App, eine mögliche Impfpflicht und viel mehr. Verschiedene Stimmen melden sich zu Wort, ergreifen Position für die eine oder andere Seite, Überzeugung, Annahme – der Diskurs ordnet und kar-

tiert, indem sich seine Akteure positionieren. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* berichtet etwa am 5. Mai 2020, dass der französische Schriftsteller Michel Houellebecq nicht daran glaubt, dass die Welt nach Corona eine neue sein wird, sie werde die gleiche sein, nur ein wenig schlimmer, ist zu lesen. Ganz anders die Überlegungen von Olga Tokarczuk, bereits am 31. März 2020 ebenfalls in der *FAZ* erschienen, die überschrieben sind mit *Jetzt kommen neue Zeiten!* Die Nobelpreisträgerin zweifelt daran, dass in der Coronakrise nichts Gutes liegen soll, in der eingetretenen Ruhe, die das *Diktat hyperaktiver Extrovertierter* abschüttelt, wie sie sich ausdrückt. Giorgio Agamben hingegen beklagt, wenig überraschend, in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 15. April 2020 in mahnender Rhetorik die Gewöhnung an den Ausnahmezustand. Die Reihe könnte fortgesetzt werden und müsste dann um die vielen Stimmen ergänzt werden, die nicht zum konsekrierten Kreis der weithin Gehörten zählen. Der Coronadiskurs ist omnipräsent, in Medien, Alltag, Politik, Bildung, Kunst, Familien, Wissenschaft, intellektuellen Kreisen und mit zahlreichen intersektionalen Verschränkungen von Zugehörigkeiten. Zum Bild gehören dabei nicht zuletzt auch Redundanzen und thematische Priorisierungen.

Eine solche pandiskursive Formation vermag kein Agendasetting, kein Verschwörungstroll und keine Macht hervorzubringen, einzig das unerhörte Ereignis kann dies auslösen. Ein Ereignis, das einschlägt wie ein Blitz, wohlgefügte Gewissheiten und Regeln außer Kraft setzt, zu massiven Neuordnungen Anlass gibt. Die pandiskursive Formation, die sprachübergreifend ist, macht Meinungsfreiheit und Meinungsverengungen ebenso erkennbar, wie sie Diskurse über den Diskurs hervorbringt, so genannte metapragmatische Kommentierungen, also etwa das Reden über Meinungsfreiheit und das, was vermeintlich oder tatsächlich (nicht) gesagt werden sollte/kann. Die Grenzen des Sagbaren, von denen mit Bezug auf Michel Foucault so oft die Rede ist, werden auch im Coronadiskurs gezogen, polyphon und umstritten. Die Pole der Positionierungsmöglichkeiten im Kommunikationsraum von Corona liegen einerseits im Rückzug des Einzelnen an die Ränder des Kommunikationsraums, in Idiosynkrasie, an Orte, wo Individualismus und Einsamkeit möglich scheinen, und andererseits dort, wo das Subjekt Akteur im Diskurs wird durch die Übernahme kollektiv geteilter Werte und wo es sich ausrichtet auf das Miteinander im Sinne des *Abstands als Fürsorge*. Der Kommunikationsraum von Corona umspannt beide Pole, Individualismus und Kollektivismus, Olga Tokarczuk bewegt sich darin ebenso wie die deutsche Bundeskanzlerin.

Doch die keineswegs nur an Corona festzumachende Diskursklammer um Individuum und Kollektiv lässt etwas unberührt, eine Lücke. Ein Zwischenraum, in dem weder die Selbstgewissheit der Einsamkeit noch die Verantwortungsgewissheit des Miteinanders verlässlich sind; ein Raum des Wider-

sprüchlichen, der Unentschiedenheit und vor allem der Unsicherheiten: das Vage. Ein beredtes Zeugnis davon legt ein als Meinungsäußerung gekennzeichnete Artikel des Vorstandsvorsitzenden der Axel Springer SE, Mathias Döpfner, ab. Überschriften ist der Text mit *Ich habe Zweifel*, erschienen in der *WELT* am 23. März 2020. Wir betreten hier eine Lücke im Kommunikationsraum, die sich zwischen Idiosynkrasie und Diskurs auftut. Döpfner zögert zunächst, ob er überhaupt etwas schreiben soll. Doch er schreibt: über Vertrauensverlust, kritisiert das Gewicht der Stimme wichtiger Akteure, er teilt mit, dass seine Meinung über Wochen hin und her oszilliert habe, von Wut und Ärger, Angst und Sorge um die freiheitliche, rechtsstaatliche, offene Gesellschaft ist die Rede. Und doch ringt er sich schreibend fast durch, die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie für richtig zu erachten, er erkennt schließlich auch Chancen der Krise. Der mit großem Zweifel begonnene Artikel endet mit dem Wort *Dankbarkeit*. Ein höchst ambivalenter Text, könnte man sagen, vage und unentschieden in seiner Haltung, aber gerade deshalb doch ein aufrichtiger Beitrag, der im Dazwischen redet und die Räume des Widersprüchlichen und des dazugehörigen Zweifels nicht verdeckt: *Ich habe Zweifel*. Hier spricht ein Ich nicht aus dem Rückzug oder aus unmittelbar geteilten sozialen Übereinkünften, sondern aus der Vagheit des Zweifels, was, widersprüchlich genug, in der Akzeptanz der Regeln zur Virusbekämpfung mündet.

Die Lücke, der Ort, wo Welt und Individuum sich fremd bleiben, wo Individuum und Kollektiv nicht Regie führen, wo weder Idiosynkrasie der Fahnenträger ist noch der Diskurs die Gewissheiten strukturiert, wo keine Positionen vorgezeichnet sind, dort warten Zweifel, das Widersprüchliche, Unentschiedenheit und auch Unsicherheit. Erzählt der Diskurs zur Beendigung des Lockdowns die Geschichte von der Befreiung der einen Position durch die andere, von der Erlösung aus Einsamkeit durch Miteinander, so bleibt im Dazwischen, im Vagen, eine Fremdheit. Eine Haltung der Fremdheit gegenüber Selbst- und Verantwortungsgewissheit gleichermaßen. Diese Fremdheit verweist auf etwas anderes, auf das, was im Dazwischen des Kommunikationsraum Corona liegt; die Personen darin: Ich und der Andere, jenseits von Idiosynkrasie und Diskurs. Der Andere ist dabei die Person, die nicht Ich ist, die für das Ich aber als Anderer erscheint, ob als Nächster oder Fremder und insbesondere auch als fremder Nächster und nächster Fremder. Der Andere ist nicht Akteur oder Emblem einer Position, sondern die andere Person, mit der ein Ich in ein Verhältnis tritt.

Diese recht abstrakten Überlegungen verweisen uns auf einen Philosophen des Anderen, dessen Denken erneut und gerade heute bereichernd sein kann: Emmanuel Levinas. Mit *Le temps et l'autre* sind vier Vorlesungen betitelt, die er 1946/47 in Paris gehalten hat. Der 1906 in Litauen geborene und 1995 in Paris verstorbene Philosoph hat die Shoa in der eigenen Familie er-

litten, war selbst in deutscher Kriegsgefangenschaft, darunter in einem Speziallager für jüdische Kriegsgefangene und wurde noch gegen Ende des Krieges in ein Lager in Ostpreußen verbracht, wie wir der deutschen Übersetzung des Werkes von Ludwig Wenzler entnehmen können, die 2003 im Felix Meiner Verlag erschienen ist. Die Vorlesungen stehen also im Kontext persönlicher Erfahrungen des absoluten Ausnahmezustands und der nationalsozialistischen Vernichtung. Für eine heutige, an öffentlichen Diskursen interessierte Leserschaft, die poststrukturalistisch soweit informiert ist, dass sie die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit als gewiss ansieht, mag die Lektüre dieser existenzphilosophischen Arbeit eine Herausforderung sein, denn es geht hier in Fortführung und auch Abgrenzung von Heidegger um das Existentielle: Um das Sein und das Seiende bzw. Existieren und Existierende, um die Einsamkeit des Existierens und nicht zuletzt um das Andere und den Anderen. Der Text ist schwer zugänglich, streng strukturiert, teilweise stark verdichtet, so dass eine Paraphrase eigentlich unsinnig ist. Es wäre, als wollte man ein Haus erfassen, indem man Quadratmeter und Zimmerzahl nennt. Das Haus muss aber erfahren werden, in einer vielleicht auch schwierigen Auseinandersetzung mit seiner ganzen Materialität und auch in Relation zum eigenen Körper. Doch so mühsam die Lektüre von Levinas auch sein kann, sie ist bis heute lohnend, zumal, wenn es um die Frage geht, was denn im Vagen zwischen Individuum und Kollektivität, jenseits der Positionen, als Potentialität des Anderen aufscheint.

Begnügen wir uns mit einigen wenigen federstrichartigen Hinweisen, die als Einladung zur eigenen Beschäftigung mit Levinas verstanden werden mögen, in keinem Fall aber den Anspruch erheben, *Die Zeit und der Andere* oder gar Levinas Denken verstanden zu haben. Dies gilt umso mehr, als wir die entscheidende zeitphilosophische Argumentation des Textes hier nur antasten können zugunsten einer sprachwissenschaftlichen Aneignung im Hinblick auf das, was ich die *Linguistik des Zuhörens* nennen möchte.

Im Zentrum der Vorlesungen von Levinas steht die menschliche Einsamkeit als Kategorie des Seins. Einsamkeit jedoch nicht verstanden als ein abgeleiteter Zustand, als Negation des Miteinanders, sondern als elementare Erfahrung eigener Art; Levinas spricht auch von der *Schärfe der Einsamkeit*. Die drängende Frage ist dabei, ob und wie der Mensch aus dieser Einsamkeit herausfinden kann. Wohlgemerkt, hier geht es nicht um einen Zustand selbstgewählten Rückzugs, sondern um Einsamkeit in ihrer Unausweichlichkeit, als gegebene Existenzform, als *Einheit zwischen dem Seienden und seinem Sein*. Bei Levinas ist Einsamkeit nicht *Entzug einer vorgängig schon gegebenen Beziehung zum anderen*, sondern unsere Existenz als Seiende wird vielmehr begriffen als Einsamkeit. Im Ausnahmezustand wird das besonders erkennbar.

Bereits hier können wir festhalten, dass mit Levinas der Lockdown heute also nicht nur als Entzug von Normalität zu verstehen ist, sondern dass er vielleicht für manche eine existentielle Bedingung des menschlichen Lebens schärfer erlebbar macht: die dem Miteinander vorgängige Einsamkeit. Die zweite Vorlesung ist – salopp gesagt – eine Schilderung der Coronasituation *avant la lettre*. Da sind auf der einen Seite die Einsamkeit als *die Gefährtin der alltäglichen, mit der Materie beladenen Existenz* und auf der anderen Seite die *Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft*. Zwischen der Erfahrung der Einsamkeit und der sozialen Erfahrung gäbe es dabei nicht nur Entgegensetzung, sondern Antinomie. Daraus leiten sich Bewertungen des Miteinanders ab, die zwischen dem Zweifel an Zerstreuung und dem Bedürfnis, Einsamkeit hinter sich zu lassen, aufgespannt sind. Es ist keineswegs trivial, dies auf Corona zu beziehen, denn der elementare Rückverweis auf die Existenz des Einzelnen in seinen engen Grenzen und gesundheitlichen Gefährdungen ruft im Diskurs ja dazu auf, zwischen der Affirmation des Rückzugs und der Forderung nach Wiederherstellung bekannter Erfahrungen der Zerstreuung zu entscheiden. Levinas beschreibt das damit verbundene alte und immer wieder neue Versprechen ganz zutreffend, wenn er festhält: *Die Welt bietet dem Subjekt die Teilnahme am Sein in Form des Genießens an, sie erlaubt ihm folglich, in Distanz zu sich zu existieren*. Doch er stellt auch heraus, dass im eigentlichen Leid keine Zuflucht mehr möglich ist, und das dürfen wir nicht übersehen, gerade wenn wir über Corona nachdenken.

Im Leid ereignet sich nicht Individualismus, sondern das, was Levinas die *Tragödie der Einsamkeit* nennt, wobei *Leiden die Unmöglichkeit des Nichts* ist. Letztlich begegnet hier der Tod, der auch nicht Nichts ist, sondern als das fundamental unbegreifliche Andere im Leben jedes Menschen erscheint. Denn im Nahen des Todes verliert das Subjekt seine Herrschaft über sich, es kommt in den Zustand des *nicht mehr können Könnens*, wie Levinas das nennt. Der Tod ist niemals genussvolle Umkleidung existentieller Einsamkeit, ein transgressives Abenteuer, sondern ein anderer Zustand an sich, ohne Rückkehr, in dem wir wohl alle die Einsamkeit der Existenz überwinden werden, der aber für uns auch keine Zeit bereithält, von der wir wüssten, dass sie Zukunft ist, eine verlässliche Option. Und dies gilt eben nicht nur für den Tod, sondern überhaupt für Zukunft, von der wir selbst nie recht wissen, ob sie sich ereignet. Auffallend ist ja auch im Coronadiskurs die verbreitete Rede von der Rückkehr zur Normalität, die im Gegensatz zur Zukunft im Ungewissen Sicherheit verspricht.

Levinas formuliert im Zusammenhang der entsprechenden Überlegungen einen Schlüsselsatz und stellt die wohl wichtigste Frage des Textes: *Kann das Seiende in das Verhältnis zum anderen eintreten, ohne durch das andere sein Sichselbst auslöschen zu lassen?* Denn genau das geschieht ja im Tod. Können wir uns also nur zum Verbleib entweder in der Einsamkeit oder zum Miteinan-

der oder schließlich zum Tod hin orientieren, oder übersehen wir dabei etwas, was tatsächlich Zukunft an uns heranzuführt? Genau diese Frage begegnet uns auch in Zeiten von Corona; Einsamkeit des Einzelnen, Rückkehr zum Miteinander oder Tod, das scheinen auch hier die großen Koordinaten im Umgang mit dem Ausnahmezustand zu sein. Welche Zukunft aber bleibt möglich?

Für Levinas ist es die *Situation des Von-Angesicht-zu-Angesicht mit dem anderen*. Wir können sagen, das Verhältnis zur Person, die nicht Ich ist, und sollten hier noch einmal erinnern, dass Levinas gerade noch den Fängen der totalitären und vernichtenden Herrschaft einer kollektiven Gleichschaltung entkommen war. Das Verhältnis zum Anderen als der Person, die mir nicht als Einzelner in ihrer Idiosynkrasie oder als Subjekt im Diskurs erscheint, sondern die ebenfalls in ihrer Existenz im Vagen steht, diese Interpersonalität ist es, die in der Lücke zwischen Individuum und Welt jenseits des Todes möglich ist. Der Andere ist die Person, die nicht Ich ist, die für das Ich aber als Anderer erscheint.

Levinas sieht im Verhältnis zu diesem Anderen die Möglichkeit, Neues zu schöpfen, ohne sich selbst auslöschen zu lassen. Die darauf folgenden Ausführungen zu Eros, zum Weiblichen, zu den Konzepten der Vaterschaft und des Sohns, lassen sich meines Erachtens heute nur noch metaphorisch lesen und sind wohl auch so intendiert, sie führen hier auch zu weit weg von dem, was wir festhalten sollten: Levinas existentialistische Konzeption der Einsamkeit ruft nicht nach Kollektivität als Miteinandersein, sondern nach einer *Kollektivität, die keine Gemeinschaft ist*. Also nach einer Verbindung ohne Diskurs, könnten wir auch sagen.

Mit Levinas gesprochen gibt es mithin nicht nur die Positionen der Einsamkeit und des Miteinanderseins, sondern auch das Verhältnis zum Anderen als Person, das geheimnisvoll bleibt und Zukunft ermöglicht. Das sollte auch heute nicht aus dem Blick geraten. Corona ruft nicht nur Fragen nach Positionen auf, sondern erinnert uns auch an den Anderen jenseits seiner Positionierung, mag er uns fremd bleiben oder nahe stehen, im Fremden nahe sein oder im Nahen fremd. Die durch Positionierungsdynamiken erwachsende Polarisierung von Individualismus und Kollektivismus im Kommunikationsraum von Corona, die Optionen seitens Idiosynkrasie und Diskurs bereithält, ist nicht alternativlos.

Doch wo ereignet sich das Verhältnis zum Anderen tatsächlich? Potentiell hier und dort, vor allem im Nebenbei und Nebenan möchte man sagen, in den Lücken der großen Kommunikationsräume mit ihren Positionen. Stets und ständig. Ich möchte als Sprachwissenschaftler abschließend auf eine dieser Lücken hinweisen: auf das Zuhören. Zuhören wird in einem produktions- und produktorientierten Verständnis von Sprache schnell randständig oder gerät sogar aus dem Blickfeld. Doch ist es gerade auch das Zuhören,

das erst Zukunft ermöglicht. Im Zuhören treten wir am deutlichsten in ein Verhältnis zum Anderen als der Person, die nicht Ich ist, die jedoch auch nicht in Selbstgewissheit stumm bleibt, sondern die sich mitteilt, nicht jedoch als Subjekt eines Diskurses. Es geht um das genaue Zuhören und um den Klang der Rede des Anderen jenseits durchpositionierter und ausgeflaggter Haltungen. Denn der Andere ist ja nicht ein Anderer, sondern er wird es selbst nur durch das Verhältnis zu einem Ich, das ihm selbst als Anderer erscheint. Zuhören bedeutet in diesem Sinne ein interpersonales Verhältnis, das durch Sprache begründet wird. In diesem Verhältnis herrschen nicht Ordnung und Erwartbarkeiten, sondern Unsicherheit, Gewissheiten weichen dem Zweifel, und im Unentschiedenen des Verhältnisses zum Anderen, im Zuhören nämlich, von dem wir nie wissen können, wohin es uns führt, ereignet sich Zukunft. Im Zuhören liegt also eine elementare Zeiterfahrung, die Einsamkeit hinter sich lässt, ohne den Diskurs zu affirmieren.

Zuhören ist durchaus auch Ertragen des Anderen, die Fremdheit der anderen Stimme. Die Stimme des Anderen ist also nicht gesichertes Wohlbehagen, sondern Erfahrung einer sich vergegenwärtigenden Zukunft, Zeit, die uns entgegenkommt und die wir nicht kontrollieren. Es geht mir dabei also ausdrücklich nicht um eine Verklärung des Anderen, sondern darum, Zuhören besser verstehen zu lernen. In einer *Linguistik des Zuhörens*. Wir sollten darüber nachdenken, dass es in und nach Corona nicht nur um Fragen von Positionen geht, sondern auch um Personen, um das Ich und den Anderen und deshalb auch um Zuhören. Auf die Frage, was sagst Du dazu, antworte ich, hören wir einander zu.

Corona treibt uns zwar durch einen polyphonen Kommunikationsraum und fordert Positionierungen, aber in den Lücken dieses Raums wird das Zuhören als Möglichkeit des Verhältnisses zum Anderen gerade jetzt erkennbar. Dem Anderen zuzuhören, ist kein Zurück, sondern bedeutet schöpferische Gestaltung von Zeit. Die Rede des Anderen, die Zweifel aneinander mit umfasst, ermöglicht dort Zuhören, wo Personen reden, nicht jedoch, wo Positionen sprechen, auf die höchstens gehört werden kann.

Beginnen ließe sich mit Musik. Denn im Zuhören treten wir auch zu Musik in ein Verhältnis. Musik zuzuhören, könnte eine gute Übung sein, denn auch Musik klingt vom absolut Anderen, allerdings jenseits der Personalität. Musik zuzuhören, die man vielleicht noch nicht kennt. Etwa Max Richters Komposition *Journey* (CP 1919), die ebenfalls vom absolut Anderen kündigt, vom Pulsar CP 1919. Auffallend ist zumindest, dass man über Musik im Kommunikationsraum von Corona wenig hört. Wie auch immer, es gibt eine Möglichkeit diesseits und jenseits der Musik, und darauf kommt es an: Zuhören.

## Literatur

Levinas, Emmanuel (2003): *Die Zeit und der Andere*. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Ludwig Wenzler. Hamburg.

Prof. Dr. Ingo H. Warnke  
Universität Bremen  
Fachbereich 10: Sprach- und Literaturwissenschaften  
Universitäts-Boulevard 13  
28359 Bremen  
E-Mail: [iwarnke@uni-bremen.de](mailto:iwarnke@uni-bremen.de)